

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Ausgewählte Werke

J. J. Rousseau

Möbius, Paul J.

Leipzig, 1911

X. [Resignation und Tod.]

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8500

Die Ruhe der Alters-Schwäche.

X.

Als die grosse Erregung, von der die Nachschrift zu den Gesprächen erzählt, vergangen war, hatte der Kampf Rousseau's mit der Welt ein Ende. Die Resignation, die anfänglich wohl nur ein Deckmantel seiner Schmerzen gewesen war, wurde ihm mehr und mehr eigen, und er gewann, indem er sein trauriges Schicksal als unabänderlich betrachtete, die Ruhe, ja zeitweise die Heiterkeit der Seele wieder. Freilich ist die Ruhe, um die es sich hier handelt, in Wirklichkeit Ausdruck der Erschöpfung. Die Kraft zu Widerstand und Streit ist aufgezehrt, und die ermattete Seele täuscht sich selbst, indem sie ihre Entsagung als Ergebniss der Ueberlegung betrachtet. Wie es in der Regel ist, war auch bei Rousseau die Stimmung trotz der Resignation keine ganz gleichmässige, sondern allmählich schwächer und kürzer werdende Aufregungen unterbrachen die Stille.

Wir sind in Beziehung auf die letzten Lebensjahre Rousseau's fast ausschliesslich auf die Berichte der Zeitgenossen angewiesen. Einige derer, die ihn in seiner Zurückgezogenheit aufzusuchen pflegten, haben nach seinem Tode ihre Erinnerungen an ihn

Resignation und Tod.

veröffentlicht, und hauptsächlich ihre Schilderungen liegen dem letzten Theile der Lebensgeschichte Rousseau's zu Grunde. Der Vertrauenswertheste dieser Berichterstatter ist Bernardin de St. Pierre. Er schildert die dürftig ausgestatteten Mansardenstübchen, in denen der Philosoph wohnte, seine gleichmässige, einfache Lebensweise, seine Spaziergänge, seine Aeusserungen über Menschen und Dinge. Er weiss seine Liebenswürdigkeit und kindliche Einfalt, seine unerschütterliche Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit nicht genug zu rühmen. Er sowohl wie andere Beobachter betonen, dass Rousseau nie über Jemand Böses gesagt und selbst von seinen Gegnern nur in achtungsvoller Art gesprochen habe. Unter Anderem erwähnt Bernardin de St. Pierre, dass Rousseau sich Vorwürfe über seine Ausfälle gegen die Aerzte gemacht habe; unter allen Gelehrten seien doch diese die kunst- und kenntnissreichsten. Ueber die krankhaften Zustände spricht Bernardin de St. Pierre wenig. Einmal, berichtet er, habe sich Rousseau gegen ihn wegen seiner Schroffheit entschuldigt: „es giebt Tage, an denen ich allein sein will . . . ich mag die Intimität nicht mehr, ich habe mein Herz verschlossen . . . die Verstimmung überwältigt mich, zwar suche ich sie eine Zeit lang zu beherrschen, dann aber geht mir die Kraft aus“. Bernardin schildert auch die leibliche Erscheinung des alten Dichters: Er war mittelgross und mager. Die eine Schulter stand etwas höher als die andere, wohl in Folge der Schreibarbeit. Im Uebrigen war er wohlgewachsen. Die Hautfarbe war dunkel, die Wange

Anekdoten von Corancez.

leicht geröthet, Mund und Nase feingebildet, die Stirn gewölbt und hoch, das Auge feurig. Tiefe Furchen zogen vom Nasenflügel zum Mundwinkel, und auch die tiefgefurchte Stirn, die tiefliegenden Augen weckten den Gedanken an Melancholie. Aber unzählige Fältchen um die Augen sprachen von Heiterkeit und Witz; seine Augen verschwanden ganz, wenn er lachte. War er erregt, so drückte sein Gesicht auf das Lebhafteste seinen Gemüthzustand aus, in der Ruhe aber sprach aus seinen Augen etwas Liebenswürdiges, Feines, Rührendes, das Mitleid und Verehrung zugleich erweckte. Eingehender behandelt Corancez die geistige Störung Rousseau's. Von den Anekdoten, die er mittheilt, seien einige wiedergegeben. Rousseau habe sich zuweilen in einem Zustande von Geistesabwesenheit befunden. Der Ausdruck seines Gesichtes war dann verändert, seine Augen starrten in das Weite, sein Arm hing schlaff über die Stuhllehne herab und pendelte hin und her. Traf man Rousseau in diesem Zustande, so konnte man von ihm die seltsamsten Reden erwarten. Einmal sprach er unter diesen Umständen mit Corancez vom Tode Ludwig's XV., und da er schwer seufzte und voll schmerzlicher Empfindungen zu sein schien, bemerkte Corancez, der Verstorbene habe sich weder als König noch als Familienvater Anspruch auf herzliche Theilnahme erworben. Sie sehen, erwiderte Rousseau, die Folgen nicht, die dieser Todesfall für mich gehabt hat. Für alle anderen Menschen mag der Tod des Königs eine Wohlthat sein. Er war allgemein gehasst, und ich hatte dasselbe Schicksal, ohne

Resignation und Tod.

es zu verdienen. Der allgemeine Hass war unter uns Beide getheilt; da nur ich noch lebe, muss ich die ganze Last allein tragen. Ein anderes Mal erklärte Rousseau, er liebe Tasso deshalb so sehr, weil dieser sein ganzes Unglück geweissagt habe. Die Sache schein unerklärlich, aber die Strophe, um die es sich handle, sei ganz klar, und merkwürdigerweise habe sie im Zusammenhange weder auf das Vorausgehende, noch auf das Folgende Beziehung, sie stehe eigentlich müssig da, ein Umstand, der um so mehr befremde, als sonst bei Tasso jeder Vers an seiner Stelle unentbehrlich sei.

Nahmen auch die geistigen Kräfte Rousseau's ebenso wie die körperlichen langsam ab, so blieb ihm doch Unthätigkeit fern. Nach wie vor verwandte der alte Mann die meisten Nachmittage zu Wanderungen in die Umgegend von Paris und legte weite Wege mit überraschender Rüstigkeit zurück. Theils botanisirte er auf seinen meist einsamen Spaziergängen, theils überliess er sich den Erinnerungen und stellte Betrachtungen an über Vergangenheit und Gegenwart. Am Morgen schrieb er dann diese „Träumereien“ nieder und so entstand sein letztes Werk: „*Rêveries d'un promeneur solitaire*“. Die erste *Rêverie* schrieb er im Herbst 1776, die zehnte und letzte am Palmsonntage 1778. In allen herrscht sanfte Wehmuth, mag der Verfasser liebliche Scenen aus der Vergangenheit zurückrufen, oder mag er sein Schicksal elegisch beklagen. Zuweilen jedoch bricht wie ein Sonnenstrahl durch Wolken Heiterkeit durch die gedämpfte Stimmung, und der lebenswürdige Erzähler der ersten Hälfte der Be-

„Die Träumereien.“

kenntnisse tritt wieder hervor. Das Greisenalter macht sich zwar dadurch bemerklich, dass vielfach Gedanken und Redewendungen aus früheren Schriften verwendet werden, aber im Grossen und Ganzen geben die *Rêveries* an Beredsamkeit, Klarheit und Anschaulichkeit den anderen Werken Rousseau's wenig nach. Es sei gestattet, einige Proben mitzutheilen.

„So bin ich also allein auf der Erde, ohne Bruder, ohne Verwandten, ohne Freund, auf meine eigene Gesellschaft angewiesen. Der geselligste und liebendste der Menschen ist von ihnen durch einstimmigen Beschluss verbannt worden. Sie überlegten in der Raffinirtheit ihres Hasses, welche Qual meine empfindliche Seele am grausamsten treffen würde, und zerbrachen rücksichtslos alle Bande, die mich mit ihnen verknüpften. Ich hätte die Menschen ihnen zum Trotze geliebt, nur ihre Unmenschlichkeit konnte meine Neigung tödten. Jetzt sind sie mir fremd, unbekannt, ja gar nichts, da sie es doch so wollen. Aber ich, was bin ich, losgelöst von ihnen und von Allem? Dem Studium seiner Seele will er fortan seine Zeit widmen, damit sein Unglück vergessen und sich für seine letzte Stunde vorbereiten. „Seit fünfzehn Jahren und länger bin ich in dieser befremdenden Lage, und sie kommt mir noch immer wie ein Traum vor. Ich denke mir immer, dass eine Verdauungstörung mich behelligte, dass ich in unruhigem Schlafe liege, dass ich erwachen und diese Pein vergessen werde, wenn ich mich wieder unter meinen Freunden finde“. Er hat sich früher thöricht benommen, indem er in seiner Auf-

Resignation und Tod.

regung allerhand Fehler machte, die nur seinen Feinden zu Gute kamen. Da alle Kämpfe ihm nur Enttäuschungen einbrachten, hat er in der Resignation die ersehnte Ruhe gefunden. Gegen ihren Willen haben die Feinde selbst ihn dazu befähigt, da sie ihm alle Hoffnung nahmen und sein Leiden auf den Gipfel trieben. Sie sind ausser Stande, seinen Zustand noch zu verschlimmern; alle menschliche Macht, ja selbst die Ränke der Hölle können ihm nichts mehr anhaben; auch körperlicher Schmerz würde seine Leiden nicht verstärken, sondern nur ändern. „Kaum zwei Monate sind verflossen, seit volle Ruhe in mein Herz eingeekehrt ist. Zwar fürchtete ich längst nichts mehr, aber ich hoffte noch“. Seit er auch die Hoffnung auf die Nachwelt aufgegeben hat, geniesst er den inneren Frieden und nichts mehr soll diesen stören. (Erste Promenade.)

„An einem Donnerstage, dem 24. October 1776, ging ich längs der Boulevards bis zur Strasse Chemin-vert, durch die ich auf die Höhen von Menilmontant gelangte. Dann wanderte ich durch Weinberge und über Wiesen bis Charonne durch die lachende Landschaft, die sich zwischen beiden Dörfern erstreckt . . . Zuweilen blieb ich stehen, um einzelne Pflanzen zu betrachten. Ich fand deren zwei, die ich selten bei Paris beobachtet hatte, die hier aber zahlreich vorhanden waren, nämlich *Picris hieracioïdes* von der Familie der Compositen und *Bupleurum falcatum* von der der Umbelliferen. Diese Entdeckung erfreute mich lange Zeit. Dann wieder gab ich mich dem Eindrucke der Gegend hin. Seit einigen Tagen war die Wein-

Der Unfall durch den Hund.

lese beendet. Die Spaziergänger aus der Stadt hatten sich zurückgezogen, auch die Landleute verweilten nur noch zur Winterbestellung auf den Feldern. Die noch grüne und freundliche, aber schon theilweise entblätterte und öde Flur bot ganz das Bild der Einsamkeit und der Nähe des Winters. Der Anblick machte mir einen halb süssen, halb traurigen Eindruck, der meinem Alter und meinem Geschicke zu sehr entsprach, als dass ich nicht den Vergleich gezogen hätte. Ich sah mich an der Neige eines unschuldigen und unglücklichen Lebens mit einem Herzen noch voll lebhafter Empfindungen und einem Geiste, den noch einige freilich durch Trauer geknickte und durch Kummer vertrocknete Blüten schmücken. Einsam und verlassen fühlte ich die Kälte des ersten Eises nahen und meine versiegende Einbildungskraft bevölkerte nicht mehr die Stille mit Wesen nach meinem Herzen“. Es folgt die anschauliche Schilderung eines Unfalles, der ihn an diesem Tage getroffen hat. Ein grosser, neben einer Kutsche laufender Hund überrannte ihn, er stürzte mit dem Gesichte auf das Steinpflaster des abhängigen Weges und verlor das Bewusstsein. Man geleitete den noch halb Benommenen zur Stadt, und er war im Stande, den Weg bis zu seiner Wohnung zu Fuss zurückzulegen. Er hatte aber schwere Quetschungen davongetragen und musste längere Zeit das Bett hüten. „Dies ist die treue Geschichte meines Unfalles. In wenig Tagen verbreitete sich die Kunde davon in Paris, wurde aber so verändert und entstellt, dass man die Wahrheit nicht erkennen konnte. Ich hätte diese Um-

Resignation und Tod.

wandlung erwarten sollen, aber es verbanden sich mit ihr so viele sonderbare Umstände, so viele dunkle Zusätze und Verschweigungen, man sprach mir davon in einer so lächerlichen discreten Art, dass alle diese Geheimnisse mich beunruhigten.“ Er erfuhr dann, dass man ihn todt geglaubt hatte, dass sogar ein Nekrolog mit allerhand Schmähungen erschienen war, dass man eine Subscription auf seine hinterlassenen Werke eröffnet hatte, natürlich mit der Absicht, gefälschte Schriften unter seinem Namen ausgehen zu lassen. Alle diese Beobachtungen versetzten ihn in schreckliche Aufregung und drohten, ihn der mühsam erworbenen Ruhe gänzlich zu berauben. Schliesslich gelang es ihm, die ganze Angelegenheit als eine geheime Fügung des Himmels anzusehen und in diesem Gedanken Trost zu finden. (Zweite Promenade.)

Als Rousseau sich von den Folgen des in den *Rêveries* erzählten Unfalles erholt hatte, begann Therese zu kränkeln. Der Winter von 1776 auf 1777 scheint eine trübselige Zeit gewesen zu sein. Rousseau musste die kranke Frau pflegen und überdem die Hausgeschäfte selbst besorgen, denn eine versuchsweise gemiethete Magd war, man weiss nicht recht warum, bald wieder entlassen worden. Zu diesen Beschwerden kamen rheumatische Schmerzen und die Sorge um das tägliche Brod. Das Notenabschreiben nämlich brachte nur noch wenig ein, denn Rousseau's Hand begann zu zittern, und die Kunden, die wohl in der Regel die Neugier zu ihm geführt hatte, blieben zum Theile weg, ja manche waren so rücksichtslos, die

Der Ruf nach Hilfe.

bestellte Arbeit nicht abholen zu lassen. In seiner Noth verfasste Rousseau (Februar 1777) ein hilfeflehendes Rundschreiben, das er gelegentlich den vertrauenswerth Scheinenden übergab. Er beschreibt darin seine betrübende Lage und fährt so fort: „Gezwungen, allein zu leben, und doch ausser Stande, die Dienste Anderer zu entbehren, haben wir in unserer Schwäche und Verlassenheit nur noch ein Mittel, uns in unseren alten Tagen zu erhalten, die Bitte an Die, die über unser Schicksal verfügen, auch über unsere Person Bestimmung treffen und uns eine Zufluchtstätte öffnen zu wollen, an der wir auf unsere Kosten, aber frei von den Mühen und Sorgen, die fortan über unsere Kräfte gehen, leben können. Wie man mich auch behandeln mag, ob man mich in förmlichem Verschlusse hält, oder in scheinbarer Freiheit lässt, in ein Hospital oder in eine Wüste, unter harte oder milde, falsche oder offenerherzige Menschen bringt, ich gebe zu Allem meine Zustimmung, wenn man nur meiner Frau die erforderliche Pflege zu Theil werden lässt und mir bis zum Ende meiner Tage die unentbehrliche Wohnung, die einfachste Kleidung und Nahrung giebt, ohne dass ich mich um irgend etwas zu kümmern brauche. Wir werden dafür Alles hingeben, was wir an Geld, Rente, Gegenständen besitzen, und ich habe Grund, zu hoffen, dass dies ausreichen werde, namentlich in Provinzen, wo die Lebensmittel billig sind, und in Häusern, die zu diesem Zwecke eingerichtet sind, zumal ich mich von Herzen gern allen der Lage entsprechenden Verordnungen unterwerfe. Ich glaube hiermit nichts zu

Resignation und Tod.

verlangen, was in einer so traurigen Lage unter Menschen verweigert wird. Ich bin sogar überzeugt, dass die Annahme meines Vorschlages den Leuten, die über mein Geschick verfügen, viel Sorge und Geld ersparen kann. Doch das, was ich bisher von dem gegen mich befolgten Systeme erfahren habe, lässt mich bezweifeln, dass diese Gunst mir zu Theil werde. Ich bin es mir aber schuldig, sie zu erbitten. Wird sie mir verweigert, so werde ich in meinen alten Tagen meine traurige Lage doch geduldiger ertragen, wenn ich mir das Zeugnis geben kann, dass ich Alles gethan habe, was von mir abhing, um sie erträglicher zu machen.“ Ein Graf Duprat, unter dessen Papieren man das Nothschreiben Rousseau's gefunden hat, bot eins seiner Güter als Asyl an, doch führten die Verhandlungen nicht zu der Annahme dieses Vorschlags. Rousseau blieb zunächst in seinen alten Verhältnissen, die offenbar mit der Wiederkehr des Frühlings und der Besserung in Therese's Gesundheit erträglicher geworden waren.

Nachdem er „die Pflichten zur Ehre seines Namens“ in vollem Maasse erfüllt zu haben glaubte, hatte er sich wieder der Botanik zugewendet. Scherzend schrieb er: „Sammeln und einlegen will ich alle Gewächse der Alpen und des Meeres und alle Bäume der beiden Indien; auf gut Glück beginne ich vor der Hand immerhin mit Gauchheil, Kerbel, Ochsenzunge und Kreuzkraut; ich stecke eine gelehrte Miene auf, botanisire dann um meine Vogelkäfige herum und sobald ich dort ein keimendes Körnchen gewahre, sage ich mir: Siehst du, wieder eine Pflanze mehr.“ Was

Ermenonville.

ihm von seinen früheren Sammlungen geblieben war, suchte er zusammen, eifrig botanisirte er in der Natur, und so gelang es ihm, in zehn Monaten ein neues, elf Quartbände füllendes Herbarium zusammenzustellen. Auch das Studium botanischer Bücher betrieb er von Neuem angelegentlich. Seine letzte wissenschaftliche Arbeit bestand darin, dass er in dem Winter 1777/78 für den Abbé Pramont die drei Foliobände der Botanik von Regnault durcharbeitete, die Abbildungen nach Linné's System ordnete und den Text mit kritischen Anmerkungen versah. Für seine Moos-Sammlung, die als „ein Meisterwerk von Zierlichkeit“ beschrieben wird, sammelte er noch im letzten Winter in der Umgegend von Paris.

Im Frühjahr 1778 lud der Marquis Girardin Rousseau ein, nach seiner Besitzung, dem Schloss Ermenonville, das etwa zehn Stunden nördlich von Paris liegt, überzusiedeln. Rousseau nahm diesen Vorschlag an und bezog am 20. Mai seine neue Wohnung, einige kleine Zimmer im Hause des Kastellan von Ermenonville. Wie es scheint, gefiel ihm der neue Aufenthaltsort zunächst recht gut. Er beschloss, eine Flora von Ermenonville zusammenzustellen, und beauftragte den Arzt le Bègue de Presle, der ihn zuweilen besuchte, ihm Papier und Farben, Bücher über Moose und Pilze, endlich auch Reisebeschreibungen als Unterhaltung für Therese zu besorgen. Er unterrichtete das Töchterchen des Herrn von Girardin in der Musik und botanisirte mit dem Knaben in dem grossen Parke des Schlosses. Auch nahm er Einladungen des Schlossherrn an, be-

Resignation und Tod.

stimmte ihn, ländliche Feste für die Dorfbewohner auszurichten, und suchte nach Kräften den Armen und Kranken im Dorfe zu helfen. Doch scheint auch hier die Zufriedenheit nicht von Dauer gewesen und schon nach Monatsfrist etwa die Unruhe zurückgekehrt zu sein. Wenigstens wird versichert, dass er ängstliche Befürchtungen geäußert und auf die Rückkehr nach Paris gedrungen habe.

Eines der letzten Ereignisse in Rousseau's Leben war der Besuch, den ein achtzehnjähriger Jüngling, ein begeisterter Verehrer seiner Schriften ihm machte. Dieser junge Schwärmer war Maximilian Robespierre. Er hat selbst über seine Pilgerfahrt nach Ermenonville berichtet. Er erzählt, dass er Rousseau im Parke gefunden und sich ihm schüchtern genahet habe. Rousseau begrüßte den Fremden nicht unfreundlich und sagte u. A.: „Sie wollen mich sehen, nicht wahr? Ich bin das Wunderthier von ganz Paris . . . man redet sich an: haben Sie den Narren Jean-Jaques gesehen? Jetzt besonders, da Herr von Voltaire nicht mehr lebt, muss ich für ihn mit figuriren. Wissen Sie, wohin man mich mit dieser barbarischen Neugierde noch bringen wird? Man wird mich tödten. Nachdem sie mich verfolgt, wie ein Wild gehetzt haben, ersticken sie mich in ihren Umarmungen. Soll ich denn genöthigt werden, auch diese Einsamkeit zu verlassen? Ich könnte hier so glücklich sein. Das ist ein unerträglicher Zulauf. Doch gilt das nicht von Ihrem Besuche. Die Physiognomie hat mich selten getäuscht und ich glaube bei Ihnen eine Richtung zum Höheren und wahren

Der Tod.

Freimuth zu entdecken.“ Robespierre durfte den Botaniker zwei Stunden lang auf seiner Wanderung begleiten*), und erlangte nach vielen Bitten die Erlaubniss, seinen Besuch zu wiederholen. Als er wieder kam, war Rousseau todt.

An einem Donnerstage, am 2. Juli 1778, früh zwischen zehn und elf Uhr schied der Dulder Rousseau aus dem Leben. Es liegen über seine letzten Stunden Angaben von Therese und von Herrn von Girardin vor. Obwohl die Berichte nicht ganz übereinstimmen, sagen doch Beide aus, dass Rousseau nach seiner Gewohnheit am frühen Morgen aufgestanden sei und sich dann mit seiner Frau zum Frühstücke niedergesetzt habe, dass er gegen zehn Uhr über Schmerzen im Rumpfe, die bald als Leib-, bald als Brustschmerzen bezeichnet werden, und über Stiche im Kopfe geklagt habe, dass er etwas später plötzlich von seinem Sitze vornüber auf den Boden gestürzt sei, und dass, als auf Therese's Schrei hin, Herr von Girardin herbeieilte, der Tod schon eingetreten war. Wieder etwas anders lautet der Bericht des Arztes le Bègue, der freilich kein Augenzeuge gewesen ist. „Er wollte ausgehen, als er einen Zustand von Uebelkeit, Schwäche und allgemeinem Unbehagen empfand. Er klagte nach einander über sehr unangenehmes Kribbeln in den Fusssohlen, über ein Kältegefühl im Rücken, über Schmerzen in der Brust und besonders in der letzten Stunde über ausserordentlich heftige, anfallweise auf-

*) Eine merkwürdige Scene! Man glaubt, die Bluthunde der Revolution aus der Ferne heulen zu hören.

Resignation und Tod.

tretende Kopfschmerzen. Er hielt den Kopf mit beiden Händen und sagte, es sei, als ob der Kopf zersprengt würde. In einem solchen Anfalle endete sein Leben und er stürzte zu Boden.“ Vielleicht betont der Arzt, dem doch nur die Schilderung Therese's zu Gebote stand, die Kopfschmerzen deshalb, weil nach seiner Meinung Rousseau durch eine acute Gehirnkrankheit gestorben war. Die Untersuchung der Leiche wurde am 3. Juli von drei Chirurgen unter der Aufsicht zweier Aerzte und in Gegenwart von fünf anderen Personen vorgenommen.

„Die Untersuchung der äusseren Theile liess uns eine Bandage sehen, die zwei wenig beträchtliche Leistenbrüche deckte. Der ganze übrige Körper zeigte nichts Unnatürliches, weder einen Hautausschlag, noch eine Wunde, abgesehen von einem leichten Riss an der Stirn, der durch den Fall des Verstorbenen auf den Boden seines Zimmers entstanden war.

Die Oeffnung der Brust ergab, dass die inneren Theile sehr gesund waren. Umfang, Festigkeit und Farbe sowohl der Oberfläche als des Inneren waren ganz natürlich.

Bei der Untersuchung der inneren Theile des Unterleibes prüften wir sorgfältig, ob eine Ursache der Nierenschmerzen und Harnbeschwerden, die Herr Rousseau zu verschiedenen Zeiten seines Lebens erduldet hatte, und die sich jedesmal nach längerer Fahrt in einem harten Wagen erneuerten, zu finden wäre. Doch weder in den Nieren, noch in der Blase, den Harnleitern und der Harnröhre, noch in den samen-

Die Section.

bereitenden und -führenden Organen konnten wir etwas Krankhaftes oder Widernatürliches entdecken. Im Magen war nur etwas Milchkaffee. Grösse, Lichtung, Festigkeit, Farbe aller inneren Theile des Unterleibes waren vollständig normal; auch fehlte der üble Geruch, den man bei der warmen Witterung dreissig Stunden nach dem Tode hätte erwarten können.

Die Oeffnung des Schädels und die Prüfung seines Inhaltes ergaben eine sehr beträchtliche Menge (mehr als acht Unzen) von Blutwasser (sérosité), das sich zwischen das Gehirn und seine Häute ergossen hatte.“

Auf Grund dieses Befundes erklärten die Obducenten, dass Rousseau wahrscheinlich an Apoplexia serosa gestorben sei.

Bekanntlich hat man die Ansicht aufgegeben, nach der „ein acuter seröser Hirnerguss, der schnell bis zum tödtlichen Hirndrucke steigt, bei Abwesenheit aller Umstände im Körper, aus denen ein solches Ereigniss im Hirn abgeleitet werden könnte“, plötzlichen Tod bewirken kann. Wenn es aber keine seröse Apoplexie giebt, kann Rousseau nicht daran gestorben sein. Ueber die wirkliche Todesursache sind nur Vermuthungen möglich. Am meisten scheint mir die Annahme einer Herzlähmung für sich zu haben. Feinere Veränderungen am Herzen mussten wohl den Obducenten im Jahre 1778 entgehen. Die Ansammlung seröser Flüssigkeit im subduralen Raume ist wohl als secundäre Erscheinung, als eine Folge der Hirnatrophie, die bei dem Zustande Rousseau's in gewissem Grade vorhanden gewesen sein muss, zu betrachten. Freilich ist die

Resignation und Tod.

Angabe, dass die Menge dieser Flüssigkeit mehr als acht Unzen betragen habe, befremdend. Vielleicht liegt nur eine oberflächliche Schätzung vor.

Schon sehr bald nach Rousseau's Tode entstand das Gerücht, Rousseau sei durch Selbstmord gestorben. Unmöglich freilich ist eine Selbstvergiftung, um die allein es sich handeln könnte, nicht, aber doch sehr unwahrscheinlich. Man hat an eine Vergiftung durch Schierling geglaubt, doch will damit die Schilderung von Rousseau's letzten Stunden nicht stimmen, denn als Hupterscheinung der Schierlingvergiftung wird aufsteigende Lähmung genannt. Irgendwelche Thatsachen, aus denen auf ein freiwilliges Ende zu schliessen wäre, sind nie beigebracht worden. Die in Betracht kommenden Umstände sind von Morin und von Brockerhoff eingehend erörtert worden, und es geht aus ihren Darstellungen hervor, dass Alle, die sich für die Annahme des Selbstmordes erklärt haben, dies auf sehr schwache Gründe hin gethan haben. Gegen Selbstmord spricht auch die Erwägung, dass Rousseau gerade in seinen letzten Jahren wiederholt den Gedanken an Selbstmord abgewiesen hat, weil er glaubte, dass seine Feinde ihn dazu drängen wollten. Dass der Kranke, der nicht an Sinnestäuschungen litt, in der Zeit der Resignation und der Abschwächung, sich dann doch getödtet habe, ist kaum anzunehmen*).

*) Auch Chatelain, der die Frage eingehend erörtert, spricht sich gegen die Annahme eines Selbstmordes aus.

Die Epikrise.

Die Epikrise kann kurz sein, denn Rousseau's Irresein verursacht keine diagnostischen Schwierigkeiten. Es entspricht vielmehr so vollkommen dem Krankheitsbilde, das als combinatorischer Verfolgungswahn bezeichnet wird, dass es für diese Form der Paranoia geradezu als Beispiel dienen kann.

Kraepelin (Psychiatrie. S. 340. Leipzig, 1887) schildert den combinatorischen Verfolgungswahn in folgender Weise. „Den oft über Jahre sich erstreckenden Beginn bilden leichte Verstimmungen, allerlei vage, zum Theil körperliche Beschwerden und Befürchtungen, Misstrauen, hypochondrische Ideen. Der Kranke ist unzufrieden mit seiner Lage . . . und geräth allmählich in einen gewissen, zunächst noch wenig markirten Gegensatz zu seiner gesammten Umgebung . . . Er macht die Bemerkung, dass man ihm bei dieser oder jener Gelegenheit nicht mehr so freundlich entgegenkommt wie früher, dass man zurückhaltender gegen ihn ist, ihm aus dem Wege geht und trotz manches, wie er meint, heuchlerischen Freundschaftsbeweises nichts mehr mit ihm zu thun haben will. In Folge dessen steigert sich seine Empfindlichkeit und sein Misstrauen; er beginnt, in einer harmlosen Bemerkung, einer zufälligen Geberde, einem aufgefangenen Blicke Beleidigungen und versteckte Andeutungen einer feindseligen Gesinnung zu argwöhnen. Durch fortgesetzte vorurtheilsvolle Interpretation seiner Wahrnehmungen wird es ihm schliesslich zur Gewissheit, dass er das Opfer einer weitverbreiteten Verschwörung ist. Es kann ihm nicht entgehen, dass auch Fernstehende bereits

x) 6. Aufl. 1899 S. 420 ff. (28. 2. 27)

Die Epikrise.

an der Agitation gegen seine Person sich betheiligen. Auf der Strasse ist er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit; man fixirt ihn, sieht ihn von der Seite an; man räuspert sich, hustet um seinetwillen, spuckt vor ihm hin, oder weicht ihm aus; in öffentlichen Localen rückt man von ihm fort oder steht auf, sobald er erscheint, wirft ihm versthohlene Blicke zu und kritisirt ihn. Einzelne undeutlich aufgefangene und sofort im Sinne des eigenen Wahnes verstandene Bemerkungen geben dem Kranken die traurige Bestätigung seiner Vermuthungen. Alles spricht bereits über ihn, allerdings nicht direct und ins Gesicht, sondern hinter seinem Rücken, aber für ihn nur zu verständlich. In den Reden der Vorübergehenden, des Geistlichen auf der Kanzel, des Schauspielers im Theater, in den Zeitungsannoncen, den Maueranschlügen findet er nun Anspielungen auf Erlebnisse seiner Vergangenheit, geheime Laster, kleine Fehler, die er sich hat zu Schulden kommen lassen, ja seine intimsten Beziehungen, die nun vermeintlich alle an die Oeffentlichkeit gebracht und Gegenstand einer Untersuchung geworden sind. In Folge dieser Wahrnehmungen, denen sich hier und da ganz vereinzelt Hallucinationen hinzugesellen können, bemächtigt sich des Kranken eine grosse innere Unruhe; er wird immer argwöhnischer, gereizter und menschscheuer, zieht sich gänzlich zurück, führt Scenen mit seinen Freunden herbei, lässt Annoncen zur Entkräftung der gegen ihn vorgebrachten versteckten Anschuldigungen einrücken, ruft die Hilfe der Polizei an, oder sucht sich durch Reisen den fort-

Der combinatorische Verfolgungswahn.

währenden geheimen Nachreden zu entziehen. Dieses letztere Mittel hilft nicht selten für einige Zeit. Allein sehr bald wiederholen sich die gleichen Wahrnehmungen wie früher; auch an seinem neuen Aufenthaltsorte scheint man binnen Kurzem bereits über ihn orientirt zu sein; man spionirt ihm also überall nach. Er merkt, dass ihm einzelne Personen auf Schritt und Tritt folgen, ihn beständig überwachen, und sieht nun wohl, dass mächtige und hartnäckige Feinde ihn verfolgen, deren Nachstellungen er auf die Dauer nicht entgehen kann. Der Verdacht lenkt sich dabei bald auf die Polizei, die ihn wegen wirklich oder vermeintlich begangener Vergehen oder auf Grund verleumderischer Denunciationen zur Rechenschaft ziehen will, auf seine Vorgesetzten, politische oder religiöse Parteien, bald auf einzelne Personen, Nachbarn, Collegen, Rivalen, von denen er Feindseligkeiten befürchten zu müssen glaubt. Nicht selten kommt es in dieser Periode der Krankheit unter wachsender psychischer Erregung zu plötzlichen intensiven Aufregungszuständen, die den Kranken in seiner Angst zum Selbstmorde, zu Gewaltthaten gegen seine vermeintlichen Feinde, zu Fluchtversuchen und ähnlichen krankhaften Handlungen treiben und häufig erst den Anlass zur Erkennung der Psychose, sowie zur Verbringung in die Irrenanstalt abgeben.“

Man wird ohne Mühe in dem wiedergegebenen Bruchstücke der Schilderung Kraepelin's Rousseau's Krankheit erkennen.

Die Namen der einzelnen Paranoia-Formen sind nicht bei allen Autoren dieselben. Indessen ist das

Die Epikrise.

nur mehr „äusserlich“. In der Sache dürfte ein wesentlicher Unterschied der Auffassungen nicht vorhanden sein. Nach Magnan's Bezeichnungen handelte es sich bei Rousseau um das *délire chronique des dégénérés*, das er von dem *délire chronique à évolution systématique* getrennt wissen will. Mir scheint, dass gerade der Fall Rousseau sehr gut darthue, wie wenig die von Magnan verlangte Trennung berechtigt ist, denn gerade das Systematische, die unaufhaltsam und langsam fortschreitende Entwicklung der Krankheit ist da*).

Das eigenthümliche Merkmal des combinatorischen Verfolgungswahnes, das ihn von anderen Formen der Paranoia unterscheiden lässt, das Fehlen der Sinnes-täuschungen, war bei Rousseau zweifellos vorhanden. Zu keiner Zeit seiner Krankheit haben Hallucinationen oder Illusionen bestanden, das kann man mit ziemlicher Sicherheit sagen.

Vom Gewöhnlichen abweichend sind zwei Umstände bei Rousseau: Einmal beginnt das Irresein in einem relativ späten Lebensalter, zum anderen hält es sich in gewissen Grenzen, der Wahn bleibt mehr oder weniger maassvoll, nur vereinzelt tauchen wirkliche Absurditäten auf. In der Regel entwickelt sich der combinatorische Verfolgungswahn in der ersten Hälfte des Lebens, nicht selten im jugendlichen Alter. Sein spätes Auftreten bei Rousseau dürfte darauf hindeuten, dass die Anlage Rousseau's zur Paranoia nicht sehr stark war. Vermuthlich hätte es bei Rousseau mit der

*) Vgl. dazu: Schmidt's Jahrb. d. ges. Med. CCXXVII. p. 100. 1890.

Eigenart der Paranoia Rousseau's.

Nervosität und der Absonderlichkeit des Charakters sein Bewenden gehabt, wenn das Schicksal ihm ein ruhiges Leben gestattet hätte. Vielleicht auch bildete seine starke Vernunft einen Wall gegen die sich entwickelnde Krankheit und hielt ihr Vordringen auf. Auf diese Weise möchte es sich ferner erklären, dass Rousseau trotz seiner Krankheit im Leben sich sozusagen aufrecht hielt und im Wahne selbst gewisse Grenzen nicht überschritt. Die Individualität des Kranken wird stets in der Ausarbeitung und Verwerthung des Wahnsystems zur Geltung kommen; Charakter und Intellect des Gesunden werden auch auf die Worte und Handlungen des Kranken von Einfluss sein. Dass in der That bei Rousseau die Güte des Herzens und die Kraft des Geistes auch in der Krankheit sich nicht verleugnen, darauf hinzuweisen, ist schon wiederholt Gelegenheit gewesen. Auch auf der Höhe des Wahnes verhinderten sein moralischer Charakter und die Weichheit seines Wesens jede ausschweifende Handlung, jede wörtliche oder thätliche Ausschreitung gegen die vermeintlichen Verfolger. Im Vereine aber mit seiner ungewöhnlich hohen Intelligenz machten sie es ihm möglich, nicht nur auf Gebieten, die sein Wahn nicht berührte, in hervorragender Weise geistig thätig zu sein, was bei einem Kranken seiner Art nichts Ueerraschendes ist, sondern auch die wunderbare Leistung, die wir in seinen Bekenntnissen vor uns sehen, zu vollbringen.

Im Uebrigen entspricht der Verlauf der Paranoia Rousseau's durchaus den sonstigen Erfahrungen. Lang-

Die Epikrise.

sam und staffelweise ansteigend entwickelt sich die Krankheit. Zeiten heftiger und schmerzlicher Erregung bezeichnen die Perioden rascheren Fortschrittes. Im Anfange zeigt die Curve höhere und steilere Erhebungen als später, d. h. die Aufregungszustände verlieren mit der Zeit an Stärke, gewinnen an Dauer. Die Remissionen aber sind nur scheinbare Besserungen; zwar kehren Besonnenheit und Ruhe wieder, zwar werden gar zu schroffe Aeusserungen des Wahnes zurückgenommen, aber jede wirkliche Krankheitsinsicht fehlt gänzlich, und das Gebäude des Wahnes erscheint nach jeder Aufregung als weiter ausgebaut und fester begründet. Nach etwa vierjähriger Krankheit ist die Höhe erreicht. Das System ist fertig und in der Folgezeit entstehen nicht mehr neue Gedanken, sondern es werden nur die Consequenzen der fixirten Wahnvorstellungen gezogen. Zu Grössenwahn kommt es nicht. Die Vorstellungen, die als Ueberschätzungsideen erscheinen, stammen aus der gesunden Zeit: Der Kranke beurtheilt seine Person nicht anders, als er es vor der Krankheit that. Schliesslich tritt Resignation ein. Zwar wird das Wahnsystem festgehalten, aber der Kranke giebt den Kampf gegen die feindliche Welt auf. An die Stelle der Empörung und des Zorns tritt die Wehmuth, und die Ruhe der Seele wird nur noch selten und unerheblich gestört. Langsam nimmt die seelische Schwäche zu, die ihren Ausdruck in dem Schwunde des Gehirns findet, bis ein rascher Tod das traurige Leben beendet. —

Die endogene Art der Paranoia.

Ich habe es bei der ersten Auflage für unnöthig gehalten, noch besonders über die Ursache der Paranoia zu reden; ich dachte, jeder Gebildete müsse jetzt wissen, dass eine solche Krankheit nicht durch beliebige Einwirkungen entstehen kann, dass nur der an der Paranoia erkranken kann, der von vornherein den Keim dazu in sich trägt. Aber ich habe die Gebildeten überschätzt, denn immer wieder tauchen ganz thörichte psychologische Constructionen auf. Da sagt der Eine, Rousseau sei aus Misstrauen krank geworden, und weiss nicht, dass das Misstrauen das erste Zeichen der Krankheit war. Da meint der Andere, Rousseau sei aus Stolz übergeschnappt, und vergisst, dass der Stolz nicht krank macht, sondern (soweit wie er nicht berechtigt ist) aus der Krankheit kommt.

Auch dem Irrthume begegne ich immer wieder, als sei Rousseau von vornherein ein gesunder Mann gewesen und habe dann seine Paranoia bekommen, wie Einer einen Schnupfen bekommt. Nein, Rousseau war ein Entarteter und die Paranoia wuchs aus seiner von vornherein krankhaften Beschaffenheit heraus. Die äusseren Dinge waren Gelegenheitsursachen, Anstösse, weiter nichts. Die angeborene Krankhaftigkeit Rousseau's war die Quelle sowohl seiner Genialität, wie seiner Paranoia. Da ist kein Zufall, kein Zusammentreffen. Solche Sachen muss man wissen, da hilft kein Raisoniren vom Schreibtische aus da heisst es: Lernen. Ich habe das Nöthige schon in der „Einleitung“ gesagt und kann hier nur noch einmal darauf verweisen.

Rousseau's Bild.

Ich füge noch ein paar Worte über Rousseau's Bild hinzu. Die Bilder, die man gewöhnlich sieht, sind nichtssagend und ganz unzuverlässig. Man hat vor einer Reihe von Jahren in Paris die vorhandenen Abbildungen zusammengestellt, und die Ausstellung hat ergeben, dass ein Bild immer dem anderen widerspricht. Mir scheint die Büste Houdon's, die ich nach einem Pariser Gips-Abgüsse habe abbilden lassen, allein Zutrauen zu verdienen. Der ausgezeichnete Bildhauer wurde nach Rousseau's Tode nach Ermenonville gerufen und nahm die Todtenmaske ab; nach ihr hat er die Büste geformt. Es wäre schön, wenn wir den Schädel Rousseau's noch besäßen, aber die Gemeinheit der Menschen hat ihn zerstört. Der Convent liess im Jahre 1794 die Reste Rousseau's in das Pantheon überführen und neben denen — Marat's beisetzen. Im Jahre 1819 drangen mehrere Verbrecher (mit Bewilligung der schlechten Regierung oder auf ihr Anstiften hin) während der Nacht in das Pantheon ein, brachen die Särge Rousseau's und Voltaire's auf, steckten Beider Gebeine in einen Sack, fuhren mit ihnen an die Stadtgrenze und warfen sie in eine mit Kalk gefüllte Grube. So wurde Rousseau noch nach dem Tode misshandelt, und zwar gemeinsam mit seinem Feinde, dem es wenigstens im Leben gut gegangen ist.

Die Büste Houdon's entspricht ganz der Schilderung Bernardin's. Tiefliegende Augen im mageren, feingeschnittenen Gesichte, eine schöne Stirn und ein feiner Mund, den tiefe Falten umgeben. Das Ganze hat etwas Weiches, fast Weibliches; besonders Kinn

Die Form der Stirne und die Handschrift.

und Unterkiefer sind weibartig. Bei genauerer Betrachtung der Stirne ergibt sich folgendes. Die linke Seite ist deutlich stärker entwickelt, mehr gewölbt als die rechte, am meisten in der Schläfengegend. Die untere Stirne ist schmal; das mathematische Organ fehlt ganz. Dagegen sind das musikalische und mehr noch das dichterische Organ stark ausgeprägt. Aber auch die oberen seitlichen und die mittleren Theile der Stirne sind mächtig entwickelt, so dass die Stirne allein den Schluss auf eine hohe Intelligenz gestattet. Leider wird wohl hier, wie sonst, der Hinterkopf der Phantasie des Bildhauers angehören, so dass es nicht angebracht zu sein scheint, ihn bei der kephaloskopischen Betrachtung zu berücksichtigen. —

Endlich gebe ich auf S. 312 eine Schriftprobe Rousseau's, deren Benutzung mir der College Chatelain freundlich erlaubt hat. Ich selbst verstehe nichts von Graphologie, aber vielleicht lesen die Kundigen etwas Interessantes heraus.

p. 11 (18. 8. 26 d. früher)